Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 69 (1989)
Heft: 4

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

Glanz und Elend der Moderne

Die beiden Ufer der Landesausstellung von 1939

Im Geleitwort zum grossen Erinnerungswerk, das sogleich nach Ausstellungsschluss zum Kauf angeboten wurde, bezeichnete Bundespräsident Philipp Etter die Landesausstellung insgesamt als «wuchtigen Wurf» — im einzelnen würdigte er aber nur zwei Ausstellungselemente: das *Dörfli* und den *Höhenweg*. Diese Akzentsetzung ist nicht zufällig, sie entsprach den Erlebnis- und Erinnerungsschwerpunkten der meisten Ausstellungsbesucher. Das *Dörfli* und der *Höhenweg* haben beim zeitgenössischen Publikum so grossen Anklang gefunden und auch spätere Betrachter so sehr in ihren Bann gezogen, dass sie den Gesamteindruck der «Landi» bestimmten. Die Landesausstellung von 1939 erscheint — absolut gesehen oder im Vergleich mit ihren Vorgängerinnen — als Ausdruck einer rückwärtsorientierten, ja reaktionären Mentalität allzu biederer Bodenständigkeit, ohne Selbstkritik, ohne Dynamik, ohne Zukunftsvisionen.

Es gab sie in der Tat, die Bluemetrögli- und Riegelbautenidylle, die Hellebarden-Schweiz und die stolze Ahnengalerie der sogenannten Ehrenhalle. Es gab die mythologische Überhöhung des Bauerntums, das Loblied von der eigenen Scholle, den Kult der Mütterlichkeit u. a. m. Es gab in dieser Ausstellung aber auch anderes: zahlreiche Elemente, welche als Ausdruck einer durchaus *modernen Mentalität* zu werten sind. Im folgenden soll versucht werden, auch diese Botschaften aufzuzeigen und von dieser Seite her die Funktion der traditionalistischen, historisierenden, statischen Ausstellungsteile zu erklären, wobei unter moderner Mentalität eine aufgeschlossene Haltung gegenüber neueren und neuesten Erscheinungen des auf permanente Verbesserung bedachten gesellschaftlichen Wandels verstanden sei.

Im Bereich der Technik war die Präsenz der Moderne gewissermassen automatisch gewährleistet durch die lockende Möglichkeit, die neuesten Errungenschaften einzusetzen und vorzustellen. Die «Landi» wartete mit einer Super-Gondelbahn auf: der angeblich ersten über einen See gebauten Bahn mit der grössten Spannweite der Welt und — in den Masten — Europas schnellsten Liften. Im Ausstellungsgelände beeindruckten mit 12 000 PS die stärkste Lokomotive der Welt und mit 42 500 PS und 120 t Gewicht ein Generator der Dixence-Werke als «Weltrekord der Ingenieurkunst».

Eine Leistungsschau und mehr

Die «Landi» von 1939 war wie ihre Vorgängerinnen von 1883, 1896 und 1914 eine Leistungsschau, das heisst eine Demonstration der neuesten Leistungssteigerungen. Der Grossteil der ausgestellten Produkte verkörperte die durch den Leistungswillen vorangetriebene Moderne. Der Besucher war nicht nur von Holz, Ziegel und Schmiedeisen

umgeben, man zeigte ihm die neuesten Kautschuk- und Kunststoffprodukte, man machte ihm die Verflechtung der schweizerischen chemischen Industrie mit der Weltwirtschaft bewusst und informierte ihn über die Bedeutung der modernen Energiegewinnung.

Die Landesausstellungen wollten nicht nur eine Produkte- und Leistungsschau sein. Von Mal zu Mal wurden diejenigen Ausstellungsteile gewichtiger, die auch gesellschaftspolitische Themen behandelten. Es sieht so aus, als ob bereits 1939 die thematische Dimension wichtiger gewesen sei als die produktionsbezogene. Dies trifft nur hinsichtlich der Resonanz beim Publikum zu, nicht jedoch hinsichtlich der Ausstellungsfläche und des Aufwandes.

War im Produktebereich die Moderne sozusagen von alleine sichergestellt, bedurfte es im Thementeil einer besonderen geistigen Leistung, die gesellschaftspolitische Fragen zukunftsweisend zu präsentieren. Auch in dieser Hinsicht finden wir moderne Aussagen in der Ausstellung: Aussagen zu Gunsten der erst 1947 eingeführten allgemeinen AHV und zu Gunsten des gesamtschweizerisch erst 1971 verwirklichten Frauenstimmrechts. Im Bereich der Kunst blieb die «Landi» allerdings hinter der neuesten Entwicklung zurück. Man zeigte weder abstrakte noch konstruktivistische Werke. Näher bei der Avantgarde waren dagegen die Architektur und das *Design* der meisten Möbel. Die bekannten Aluminiumstühle werden noch heute als modern empfunden.

Konfrontiert mit soviel Moderne, fragte sich ein Berichterstatter: *«Ist das noch die Schweiz? Oder ist es ein internationales Stück Europa? Oder gar ein bisschen Amerika?»* Da und dort fanden sich tatsächlich zaghafte Anklänge an die amerikanische Moderne: bei den adretten Lift-*Girls* oder Teddy Stauffers populärer *Jazz-Band. Swissair* war mit einer Attrappe des modernsten *Douglas*-Flugzeuges, einer DC-3, präsent, und eine in dieser angeblich so introvertierten und rückwärtsgewandten Ausstellung aufgestellte Europakarte veranschaulichte, zu welchen Zeitgewinnen der Luftverkehr dem modernen Menschen verhalf. Es galt die neodarwinistische Parole: *«Ein Volk, das nicht fliegt, wird überflügelt.»*

Im Landi-Dokumentationsband wird betont, dass die Schweiz seit langem kein ausgesprochener Agrarstaat mehr sei. Kritisch wird bemerkt, das Schweizervolk lebe in der romantischen Vorstellung vieler Leute gleichsam als ein Volk von Hirten, Alphornbläsern und Jodlern weiter, als ob sich im Zeitalter der Maschine und des Verkehrs nichts ereignet hätte. Ausstellungstafeln sollten das falsche Bild korrigieren: Nur 22 Prozent der Bevölkerung seien in der Landwirtschaft tätig, 55 Prozent dagegen in Industrie, Handel und Gewerbe.

Die Ausstellung selbst stellte die traditionelle und die moderne Welt kontrastreich nebeneinander. Vom «Schifflibach» heisst es in einer Schilderung, er habe Natur und Technik miteinander verbunden. *«Soeben noch floss der Bach durch stille Auen, und schon wird er von arbeitsdröhnenden Hallen gefasst.»* Das Nebeneinander nicht nur von Welten, sondern auch von Weltanschauungen oder Wertschätzungen kam andernorts ebenfalls zum Vorschein: Wenn auf der einen Seite die erdrückende Macht des Zementkartells kritisiert und die vermehrte Verwendung von Naturstein propagiert, auf der anderen Seite aber eine Spannbetonkonstruktion als kühne Meisterleistung gewürdigt, wenn

die Schönheit der Natur gepriesen und zugleich die Schiffbarmachung des Oberrheins gefordert, wenn das Tragen von Trachten propagiert und das Publikum den Lockungen mondäner Abendroben ausgesetzt wurde.

Brauner Zeitgeist?

Die nachträgliche Kritik hat bei der Beurteilung der Landesausstellung von 1939 zwei fragwürdige Gleichsetzungen vorgenommen: Sie hat im *Dörfli*-Geist und im Geist der *Höhenstrasse* den typischen Ausdruck des Landi-Geistes und in diesem den Ausdruck des braunen Zeitgeistes gesehen. Die Fehlinterpretation, welche die mehr oder weniger überzeugenden Produkte der «Geistigen Landesverteidigung» vorschnell in die Nähe der nationalsozialistischen Kultur rückt, kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Nur etwas sei bemerkt: Allein mit dem Nachweis des Modernitätsgehaltes wäre die «Landi» dem Faschismusverdacht nicht zu entziehen, wie umgekehrt dieselbe «Landi» nicht als faschistisch oder faschistoid zu qualifizieren ist, bloss weil da und dort eine Blut-und-Boden-Romantik zum Ausdruck kommt. Die Moderne mit ihren faszinierenden Superlativen wurde von den Nazis ebenfalls sehr geschätzt, Begeisterung überkam sie nicht nur an heimeligen Lagerfeuern, sondern auch vor gigantischen Kraftwerkbauten.

Ernster zu nehmen ist die Frage, ob die «Landi» richtige oder falsche Bewusstseinspflege betrieben, ob sie Problembilder und Antworten vermittelt habe, die gewissermassen dem Entwicklungsstand der Zeit entsprochen haben. Fasst man nur das *Dörfli* und die *Höhenstrasse* ins Auge, müsste man die letzte Frage verneinen und zum Schluss kommen, die Ausstellung habe sich der bedrängenden Gegenwart und erst recht den Herausforderungen der Zukunft entzogen — durch Flucht einerseits in eine idyllische und andererseits in eine pathetische Scheinwelt. Wie wir aber gesehen haben, war die Moderne in ihrem vollen Umfange, mit ihrer ganzen Bedeutung an der Ausstellung gegenwärtig.

Wenn man von der *Höhenstrasse* absieht, die gewissermassen «auf der falschen Seite» untergebracht war, befolgte der Ausstellungsplan eine klare Zweiteilung: Am linken Seeufer lag das grössere Areal der modernen Welt, hier gab es die Abteilungen Industrie und Verkehr, Baumaterial, Sport und Spital, Medien, Energie usw. Am rechten Seeufer das kleinere Gelände mit der traditionellen Schweiz, eben dem *Dörfli,* der Landwirtschaftsausstellung, der Jagdabteilung. Und beide Sphären waren verbunden durch die Schwebebahn der Superlative.

Erholung und Erheiterung

Die Kritik kann allenfalls beanstanden, dass die beiden Sphären nur durch Schifflibach und Gondelbahn miteinander verbunden waren, dass sie nicht ineinander verarbeitet worden waren. So völlig beziehungslos konnten die beiden Teile der Ausstellung ja nicht sein. Wenn es aber in diesen gegensätzlichen Wellen keine Gemeinsamkeiten gab, worin bestand wenigstens der funktionelle Zusammenhang? Ein zeitgenössischer Erinnerungsband enthält einen Hinweis, der weiterhilft, aber der vertieften Deutung bedarf. *«Hier suchte der Landi-Besucher»,* heisst es über das

Dörfli in diesem Bericht, *«Erholung von den Strapazen des jenseitigen Ufers der Technik und Erheiterung ob dem erdrückenden Ernst der Weltlage»*. In ähnlicher Weise gilt diese Interpretation auch für die *Höhenstrasse*. Auch sie hatte, obwohl in der konkreten Wirklichkeit auf dem gleichen Ufer angesiedelt, mit ihrer triefenden Sinnhaftigkeit ein Gegengewicht zur materialistischen Moderne zu bilden. Sie hatte seelische Erholung und Erheiterung zu spenden, wenn vom — übertragen gesprochen — Ufer der hochtechnisierten Zivilisation die meterlangen Blitze des Hochspannungsforschungslaboratoriums leuchteten und dunkle Wolken der Ungemütlichkeit drohten.

Von der «Landi» ist anerkennend gesagt worden, es sei ihr gelungen, dem in einer Zeit der Bedrohung verstärkten Bedürfnis nach Selbstvergewisserung ideal zu entsprechen. Mit Bedrohung ist der machtpolitische Konflikt gemeint, der noch während der «Landi» zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges führte. Bedrohungsgefühlen, die allenfalls aus dem Erlebnis der Weltwirtschaftskrise zurückgeblieben waren, musste 1939 offenbar nicht mehr direkt entgegengetreten werden. Der Arbeitslosenbestand war in den Jahren 1936—1939 von rund 92 000 auf 32 000 geschmolzen. Die versichernde, Mut und Zuversicht spendende Leistung der Landesausstellung von 1939 wird aus naheliegenden Gründen ausschliesslich im Zusammenhang mit der bedrohlichen Weltlage gesehen. Übersehen wird dabei, dass die «Landi» wie zwar jede andere Landesausstellung und wie manche andere Manifestation auch die Funktion hatte, die Bewältigung der üblichen und zuweilen ebenfalls als bedrohlich empfundenen *Modernisierungsprobleme* zu fördern. Man zeigte einerseits den Fortschritt und versah andererseits die Schau mit Elementen, die dem Besucher *«Erholung von den Strapazen des jenseitigen Ufers»* gewährten. Was den Nationalsozialismus betrifft: Ohne falsche Gleichsetzungen vorzunehmen, kann man, da wegen der Gleichzeitigkeit Bezüge zur Kultur des Dritten Reiches naheliegen, auch vom Nationalsozialismus sagen, er sei seinerseits ein eigener und inhumaner Versuch gewesen, die entfremdenden Modernisierungsprobleme des 20. Jahrhunderts zu bewältigen.

Im Prinzip, wenn auch nicht mit der gleichen Dringlichkeit, gab es die Aufgabe der Modernisierungsbewältigung immer und wegen des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels speziell gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Das *Dörfli* vom rechten Seeufer konnte schon darum nicht einfach das Produkt eines vorherrschenden Zeitgeistes sein, weil es seine ausserzeitlichen Vorläufer hatte. Als Teile romantisierender Gegenwelten waren in der Landesausstellung von 1896 in Genf ein «village suisse» und in der Landesausstellung von 1914 in Bern zum Beispiel der «Röseligarte» angeboten worden. 1883 in der ersten Landesausstellung von Zürich war das Bedürfnis nach Gegenwelten noch nicht so stark entwickelt. Man begnügte sich mit einem grossen Aquarium und einem Palmengarten. Nachts aber träumte — wofür es Belege gibt — schon damals, ein halbes Jahrhundert vor der *Dörfli*-Zeit, das Bewachungspersonal beim dumpfen Stampfen der Pumpmaschinen den Gegentraum von einer Welt ohne Technik, ohne Handel und Wandel, von einer zeitlosen Zeit, vom ursprünglichen Leben — ohne Moderne.

Georg Kreis

Kräfteverlagerungen in Südasien

Der sowjetische Abzug aus Afghanistan, intensivierte Bemühungen um eine Normalisierung der Beziehungen zwischen Indien und der Volksrepublik China, die Rückkehr Pakistans zur Demokratie und die daraus folgenden neuen Optionen für die indisch-pakistanischen Beziehungen sowie die kontinuierliche Truppenpräsenz Indiens in Sri Lanka haben in den letzten beiden Jahren die Kräftekonstellationen in der Region Südasien nachhaltig verändert. Nicht nur wegen der inzwischen auf über eine Milliarde gewachsenen Bevölkerung, sondern auch wegen seiner geopolitischen Lage, ist der indische Subkontinent für Europa von wachsender Bedeutung. Südasien liegt zwischen unserem Kontinent und den für unseren Wohlstand wichtigen Märkten in Südost- und Ostasien. Es dominiert den indischen Ozean, in dem Indien mit seiner in raschem Ausbau begriffenen Tiefseeflotte in der Zukunft neben den beiden Supermächten die stärkste Macht sein wird.

Vier Jahrzehnte nach dem Abzug der Briten aus diesem Weltteil ist es auch sinnvoll, sich in Erinnerung zu rufen, dass Indien nicht nur der wirtschaftliche Eckpfeiler des britischen Imperiums war, sondern dass mit und über Indien auch die britische Asienpolitik gemacht wurde. Unter anderen Vorzeichen schlägt dies heute in der indischen Aussenpolitik, insbesondere im regionalen und gesamtasiatischen Selbstverständnis Delhis durch. Indien mag in offiziellen Stellungnahmen die sowjetische Afghanistanpolitik bis zum bitteren Ende unterstützt haben. Tatsache ist jedoch, dass das russische Fiasko in Afghanistan insbesondere aus indischer Sicht positiv zu bewerten ist. Nachdem die Briten sich aus dem «great game», dem grossen Spiel um Indien, zurückgezogen hatten, verblieb noch eine mit Bezug auf Südasien potentiell expansive Macht, die Sowjetunion. Der von Breschnew verfügte Einmarsch in Afghanistan schien zunächst jenen recht zu geben, die für das Ende des 20. Jahrhunderts eine Konsolidierung der im letzten Jahrhundert entworfenen expansiven russischen Asienpolitik erwarteten. Ein Erfolg Moskaus in Afghanistan hätte das sowjetisch-indische Verhältnis neuen, Delhis aussenpolitischer Manövrierfähigkeit abträglichen Rahmenbedingungen unterworfen. Moskaus Misserfolg ist nun auf lange Sicht hinaus das Ende für eine russische Expansionspolitik in diesem Teil der Welt.

«Pax Indica»

Mit ihrer resoluten Unterstützung Pakistans und der afghanischen Freiheitskämpfer hat die Reagan Administration der ehemaligen imperialen Politik Londons Rechnung getragen, wonach das Schicksal des indischen Subkontinents beim traditionellen nordwestlichen Eingangstor in Afghanistan entschieden wird, und dass es, wenn man nicht in der Lage ist, Afghanistan selbst zu kontrollieren — ein Vorhaben, das die Briten auch auf dem Höhepunkt ihrer Machtentfaltung in Indien nicht realisieren konnten — man zumindest vermeiden müsse, dass das Land unter direkte russische Kontrolle gerate. Es ist deshalb naheliegend, dass Indien im Mittelpunkt der Kräfteneu-

ordnung in Südasien steht, nachdem auf absehbare Zeit hinaus die sowjetische Macht zurückgebunden worden ist, und die Amerikaner als Seemacht ihr Interesse durch die Offenhaltung von Seewegen und die Fernhaltung von sowjetischen Flottenstützpunkten und nicht durch Veränderungen von Landgrenzen gewahrt sehen.

Jüngste Ereignisse zeigen bei dieser Neuordnung der Kräfte ein scheinbar widersprüchliches Bild. Während Indien zur regionalen Führungsmacht aufsteigt, erfolgt gleichzeitig — gegenüber der Volksrepublik China als potentieller Weltmacht — eine deutliche Zurückstufung. Anders als in Westeuropa oder in Südostasien gibt es in Südasien nur eine, von der Bevölkerungsgrösse, ihrem Territorium, ihrer Militärmacht sowie der Wirtschaftskraft und kulturellen Potenz dominierende Macht: Indien. Über Jahrzehnte hinweg wurde Pakistan nicht nur von auswärtigen Beobachtern, sondern auch von Delhi — nicht zuletzt wegen seiner Unterstützung durch die Vereinigten Staaten — als zwar nicht gleichwertig, doch als machtvolle Herausforderung gesehen. Bei objektiver Sicht der Stärkeverhältnisse zwischen den beiden Nachbarn und «Erzfeinden» wurde indessen spätestens nach der Sezession Bangladeshs und dem Zerbrechen der pakistanischen Umklammerung klar, dass Delhi und Islamabad sich machtpolitisch in zwei verschiedenen Klassen befinden.

Hinzu kommt, dass Indien in den letzten Jahren seine Streitkräfte zu Land, zu Wasser und in der Luft sowohl mit sowjetischer als auch westlicher Rüstungstechnologie modernster Bauart massiv aufgerüstet hat. Ferner verfügt Indien im Gegensatz zu Pakistan über eine leistungsfähige, moderne Rüstungsindustrie, die in wachsendem Masse von ausländischer Sachkenntnis unabhängig ist. Schliesslich musste auch, nachdem die Anfangsprobleme der Infrastruktur und der landwirtschaftlichen Produktion überwunden waren, das erheblich grössere Wirtschaftspotential auf den machtpolitischen Anspruch durchschlagen.

Noch im Vorlauf zu den Verhandlungen um die Bildung der South Asian Association for Regional Cooperation (SAARC) Anfang der achtziger Jahre war die Abneigung Delhis gegenüber regionaler Kooperation unverkennbar. Insbesondere Indira Gandhi befürchtete, dass eine Regionalorganisation zum «ganging up», zum Zusammenschluss aller Nachbarn zu einer gemeinsamen, anti-indischen Front führen könnte. Schliesslich hat Indien als einziger Staat mit allen andern Ländern Südasiens gemeinsame Grenzen, sei es zu Land oder zu Wasser. Und bekanntlich sind Nachbarn die schärfsten Rivalen.

Rajiv Gandhi hat, wie die — vorderhand noch bescheidenen — Fortschritte von SAARC beweisen, dieses Misstrauen in den Hintergrund treten lassen. Anderseits haben sowohl das indisch-srilankische Abkommen mit der darin vereinbarten Entsendung einer mehrere Divisionen umfassenden indischen Ordnungsstreitmacht auf die Inselrepublik wie auch der handstreichartige Eingriff Indiens auf den Malediven zur Abwehr eines angeblichen Putschversuchs deutlich gemacht, dass Delhi auf eine «Pax Indica» hinarbeitet. Diese Pläne, mögen sie auch von offizieller indischer Seite in dieser Gestalt bestritten werden, sind um so handfester, als die Reaktion der beiden Supermächte auf das indische Engagement in Sri Lanka wie den Malediven

erkennen liess, dass Moskau und Washington in seltener Eintracht Indien eine regionale «Polizistenrolle» in Südasien zubilligen.

Moskaus Blick nach Peking

Die indischen Interventionen mögen vordergründig als kurzfristige Reaktionen auf interne Entwicklungen in den beiden Staaten erscheinen, den Putschversuch in den Malediven und die ethnische Krise in Sri Lankas Norden und Osten. Nach aussen, insbesondere an die Adresse Pakistans, aber auch — im weiteren Umkreis des Indischen Ozeans — an die Adresse Indonesiens sind sie unverkennbare Zeichen für die regionalen Hegemoniestrebungen Delhis. Ungeachtet gegenteiliger Beteuerungen in Delhi gibt es eindeutige Gründe für solche Schlussfolgerungen. Zum einen ist in Erinnerung zu rufen, dass im Falle der Malediven wie auch Sri Lankas die Möglichkeit einer externen militärischen Aktion durch Dritte Indiens Entschluss zum Eingreifen massgeblich beeinflusste. Zum zweiten kann ein Blick auf den qualitativen und quantitativen Ausbau der indischen Seemacht nicht vergessen lassen, dass hier nicht ausschliesslich zum Schutz der in der Tat ausgedehnten Küsten und rohmaterialreichen Küstengewässer aufgerüstet wird. Von den beiden im Indischen Ozean operierenden Supermächten abgesehen, verfügt Indien schon heute über die stärkste und feuerkräftigste Präsenz.

Diesem Aufstieg zur regionalen Führungsmacht steht — verbunden mit Moskaus wachsendem Interesse an einem Ausgleich mit China — die deutliche Zurückstufung aller potentiellen Ambitionen Indiens gegenüber, im globalpolitischen Rahmen in absehbarer Zeit das Niveau Chinas zu erreichen. Besonders augenfällig wurde dies sowohl bei den beiden Besuchen Gorbatschews in Indien wie auch anlässlich der China-Reise Rajiv Gandhis.

Als Sowjetführer Michail Gorbatschew im November 1986 zum ersten Mal Indien besuchte, war bereits zu erkennen, dass die geruhsamen Jahre der Breschnew-Zeit vorbei waren, als Indien mit standhaft prosowjetischen Positionen in internationalen Foren bezüglich Afghanistan und Kambodscha sich die unbestrittene Sympathie des Kremls sichern konnte, und am indischen Vorrang in der sowjetischen Asienpolitik keine Zweifel bestehen konnten.

Auf die wiederholte Frage indischer Journalisten weigerte sich damals Gorbatschew, sich in der indisch-chinesischen Grenzfrage unzweideutig auf die Seite Delhis zu schlagen, wie dies zu Breschnews Zeiten von vornherein der Fall gewesen wäre. Beim zweiten Indien-Besuch des Sowjetführers im November letzten Jahres konnte indessen kein Zweifel mehr bestehen, dass Moskau bei der weitreichenden Neugestaltung seiner Asienpolitik, wie sie zuvor bereits in mehreren Grundsatzreden Gorbatschews angekündigt worden war, auf indische Feinfühligkeiten weniger Rücksicht nehmen werde, als dies in der Vergangenheit üblich war. Während indische Regierungssprecher und Kommentatoren nicht müde wurden, neue Höhepunkte in den sowjetisch-indischen Beziehungen herauszustreichen, reiste Gorbatschew ab, ohne sich für die bevorstehenden Gipfelgespräche mit den Chinesen auch nur das geringste Gepäck aus Delhi aufgeladen zu haben. Bemerkenswert war auch, dass in der gemeinsamen

Schlusserklärung von Gorbatschew und Rajiv Gandhi alle möglichen Krisenregionen der Welt genannt wurden, jedoch über die indischen Aktionen in Sri Lanka oder den Malediven kein Wort fiel — dies, nachdem Präsident Reagan Rajiv Gandhi in warmen Worten zum erfolgreichen Unternehmen in den Malediven gratuliert hatte.

Die realpolitischen Gegebenheiten, die Moskau zur Entspannung gegenüber Peking motivieren, können von Delhi nur zur Kenntnis genommen werden. Anders als Indien besitzt China eine lange, gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion, und ein drastischer Abbau der militärischen Spannung zwischen den beiden Nachbarn kann dem wirtschaftlich bedrängten Sowjetimperium den erstrebten Spielraum zum Truppenabbau geben. Auch gibt es aus sowjetischer Sicht handfeste wirtschaftliche und handelspolitische Gründe zur Normalisierung mit Peking. Aus indischer Sicht muss besonders irritierend sein, dass Gorbatschew es bei diesen nüchternen Sachverhalten nicht beliess, sondern auch ausdrücklich betonte, dass Peking bei der Neugestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Supermächten eine Schlüsselrolle zukomme.

Ungewissheiten in Sri Lanka

Zu den innerregionalen Krisenpunkten Südasiens gehört in vorderster Linie Sri Lanka. Einst für seine demokratische Stabilität und fortschrittliche Sozialpolitik gepriesen, befindet sich die Inselrepublik nun schon seit einigen Jahren in der schwersten Krise ihrer neueren Geschichte. Präsident Junius R. Jayewardene, der nach zwölfjähriger Regierungsführung am 2. Januar durch Ranasinghe Premadasa, seinen langjährigen Premierminister, abgelöst wurde, hinterliess ein Erbe, das sich an allen Fronten katastrophal ausnimmt. Mit Ausnahme der Parteiorganisation der United National Party (UNP), deren Solidität sowohl in der Nachfolgerbestimmung als auch im Präsidentschaftswahlkampf unter Beweis gestellt wurde, sind alle rechtsstaatlichen Institutionen in den letzten Jahren in Mitleidenschaft gezogen worden. Ausländische Truppen stehen auf srilankischer Erde, der ethnische Konflikt im Norden und Osten droht die Einheit des Landes zu zerstören, linksextreme Terroristen suchen die Zivilbevölkerung im Süden mit wahllosen Terroranschlägen heim, die Wirtschaft liegt darnieder, und die demokratischen Institutionen sind durch den Versuch Jayewardenes, die UNP-Herrschaft mit allen Mitteln sicherzustellen, zu Beginn der achtziger Jahre ausgehöhlt worden.

Obschon in der Vergangenheit, insbesondere zu Indira Gandhis Lebzeiten, die Beziehungen zwischen Indien und der von der früheren srilankischen Premierministerin, Sirimavo Bandaranaike, geführten Sri Lanka Freedom Party (SLFP) enger waren als mit Jayewardenes UNP, kommt der Wahlsieg Premadasa für Delhi nicht ungelegen. Beide Kandidaten, Frau Bandaranaike und Premierminister Premadasa, hatten in ihrer Wahlkampagne Stimmung gegen die indische Präsenz in Sri Lanka gemacht und den zwischen Premierminister Gandhi und Präsident Jayewardene im Sommer 1987 geschlossenen Vertrag kritisiert. Doch war von Anfang an ersichtlich, dass Premadasa, einmal ins Präsidentenamt gewählt, einen pragmatischen Kurs steuern würde. Inzwischen hat Premadasa seine ursprünglich geäusserte Absicht,

die indischen Truppen nach seiner Wahl zum Verlassen der Insel aufzufordern, in den Hintergrund verdrängt. Die Inder sind ihm mit dem symbolischen Abzug von zwei Bataillonen kurz nach Premadasas Amtsantritt propagandistisch zur Seite gestanden. Zwei Entwicklungen dürften diesen von beiden Seiten gesteuerten moderaten Kurs erhärten. Zum einen ergeben Analysen des srilankischen Präsidentschaftswahlkampfes, dass bei der Mehrheit der singhalesischen Wähler wirtschaftliche Fragen und nicht das indisch-srilankische Abkommen im Vordergrund standen. Mit einer rabiat anti-indischen Haltung allein lassen sich offensichtlich derzeit keine Wahlen gewinnen. Auf der andern Seite geht aus den im Januar durchgeführten Landtagswahlen im südindischen Gliedstaat Tamil Nadu hervor, dass das Schicksal der Tamilen in Sri Lanka nicht zu den prioritären Sorgen der dortigen Bevölkerung gehört. Keine der wichtigsten Parteien in Tamil Nadu spielte das srilankische Tamilenprogramm hoch. Offensichtlich ist der Goodwill für die tamilischen Rebellen, die Anfang der achtziger Jahre in Tamil Nadu grosszügige Zuflucht gefunden hatten, weitgehend verschwunden.

In privaten Gesprächen gestehen die Bürger Sri Lankas aus den verschiedensten politischen Lagern ein, dass es derzeit keine Alternative zur indischen Truppenpräsenz gibt. Zwar ist es auch den zeitweise über 60 000 Mann umfassenden indischen Streitkräften nicht gelungen, die Operationsbasen der Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE) vollständig zu neutralisieren. Doch ist die bestandes- und ausrüstungsmässig höchst spärlich dotierte srilankische Armee noch weniger in der Lage, diesen Guerillakrieg zu führen. Dies gilt in noch höherem Masse seit ihren wachsenden Ordnungsverpflichtungen im Süden der Insel. In Indien wiederum ist die Stationierung dieser Streitmacht, die bisher über 700 Tote und über 1000 Verletzte gefordert hat und die Steuerzahler täglich mehrere Millionen kostet, bisher kein grösseres innenpolitisches Streitthema. Obschon spätestens Ende dieses Jahres Parlamentsneuwahlen fällig sind, hat die Opposition die Präsenz in Sri Lanka (noch) nicht in die Hauptangriffe auf die Regierung aufgenommen. Dies ist in erster Linie der traditionellen Geschlossenheit der indischen Parteien in aussenpolitischen Fragen zuzuschreiben. Ähnlich wie in Frankreich herrscht ein die Parteigrenzen übergreifender Konsens, dass Aussenpolitik nicht zum Gegenstand von alltäglichen Auseinandersetzungen gemacht werden soll. Dies war bei den indischen Aktionen in Ost-Pakistan der Fall, und gilt wegen der positiven Einstellung beider Supermächte zur indischen Polizistenrolle noch verstärkt für die Präsenz in Sri Lanka.

Kein Zweifel kann daran bestehen, dass im Gefolge des indisch-srilankischen Abkommens Colombo einen grossen Teil seines aussenpolitischen Spielraums verloren hat. Während Sri Lanka insbesondere unter Frau Bandaranaikes Führung bei den aussenpolitischen Prioritäten — Regionalpolitik, Blockfreienbewegung, Verhältnis zu den Supermächten — mit Indien stets auf der gleichen Wellenlinie lag, hatte Jayewardene vor dem Ausbruch der innenpolitischen Krise von 1983 versucht, eine selbständigere Aussenpolitik zu steuern. Sri Lanka begann sich auf eine dem Westen sowohl wirtschafts- wie aussenpolitisch günstiger gesinnte Linie festzulegen, wurde zu

einem Kritiker der einseitigen Stellungnahmen der blockfreien Bewegung und suchte gar die Mitgliedschaft bei der südostasiatischen Regionalorganisation ASEAN. Aus Delhis Sicht unhaltbar wurden die srilankischen Eigenständigkeiten indessen, als Colombo mit Hilfe der USA diplomatische und auch geheimdienstliche Initiativen der Israelis auf seinem Territorium zuliess, als die Möglichkeit einer externen Nutzung des seit dem Zweiten Weltkrieg stillgelegten Tiefseehafens von Trincomalee in Erwägung gezogen wurde, und als Gerüchte über eine Einbeziehung Pakistans in interne Ordnungsaufgaben im Zusammenhang mit den Unruhen im Norden auftauchten. Präsident Premadasas Neigung zu Pragmatismus wird zusammen mit einem gestärkten Selbstvertrauen Delhis dafür sorgen, dass die engen Parameter aussenpolitischer Eigenständigkeit Sri Lankas inskünftig nicht mehr so leicht ausser acht gelassen werden.

Entspannung mit Pakistan?

Noch unter Präsident Jayewardene sind frühere Bemühungen um engere Beziehungen Sri Lankas zur Volksrepublik China zurückgestuft worden. Zu den Hauptsorgen Delhis gehört indessen das Fernhalten chinesischen Einflusses aus der Region, die es für seine privilegierte Einflusssphäre hält. Dazu gehören die Befürchtung um chinesischen Einfluss in Bangladesh, der Argwohn gegenüber pakistanisch-chinesischen Absprachen und der Kampf gegen von Peking geförderte sezessionistische Bewegungen in Indiens schwer zugänglichem Nordosten. Im Vordergrund steht noch immer die Lösung der Grenzstreitigkeiten. Während Bemühungen um eine Entspannung an der Grenze im Himalaja breite politische Zustimmung finden, stellen sich im Nachgang zu Rajiv Gandhis China-Besuch im vergangenen Dezember — dem ersten Gipfel seit dem indisch-chinesichen Grenzkrieg — Fragen, ob der Besuch zum richtigen Zeitpunkt erfolgte, und ob der indische Premierminister die indischen Interessen resolut genug vertrat.

Man mag, wie dies bei einigen indischen Befürwortern des Besuches der Fall ist, argumentieren, dass Delhi im Hinblick auf die sowjetisch-chinesische Entspannung unter Zugzwang stehe. Anderseits war, wie sich im Verlauf des Gandhi-Besuchs in Peking herausstellte, nicht genügend politische Substanz für einen historischen Durchbruch vorhanden. Nicht nur die ausdrückliche Anerkennung der chinesischen Souveränität über Tibet und die Versicherung, von indischem Territorium aus keine antichinesichen Aktionen zu dulden, sondern auch die Unterzeichnung von Abkommen in kulturellen und wirtschaftlichen Bereichen erweisen, dass die Chinesen aus dem Besuch mehr Kapital schlagen als die Inder. Es ist daran zu erinnern, dass bisher Delhi immer darauf bestanden hatte, dass Normalisierungen der bilateralen Beziehungen erst nach Beilegung der Grenzstreitigkeiten erfolgen könnten, während Peking die gegenteilige Position vertrat. Schliesslich fanden sich die Chinesen auch nicht zu einem von den Indern angestrebten Zeitplan für die Abwicklung der Grenzverhandlungen bereit.

Bemerkenswert war auch, dass China kurz vor dem Eintreffen Rajiv Gandhis in Peking seine Truppen in Tibet verstärkte und mit Pakistan Vereinbarungen über atomare Tests in

Tibet getroffen zu haben scheint — Aktionen, die aus indischer Sicht als Provokationen gesehen werden müssen. Demgegenüber stehen die Zeichen für eine Spannungsminderung in den indisch-pakistanischen Beziehungen seit der Rückkehr Pakistans zur Demokratie günstiger. Rajiv Gandhi nutzte den SAARC-Gipfel, der Ende Dezember turnusgemäss in Islamabad stattfand, zu ausgedehnten Kontakten mit der frischgewählten pakistanischen Premierministerin Benazir Bhutto. Abgesehen von den nach wie vor bescheidenen Ergebnissen von SAARC-Treffen bewies der informelle Rahmen, in dem die Gespräche zwischen Gandhi und Frau Bhutto zustande kommen konnten, die Nützlichkeit der Routine von Gipfeltreffen im Rahmen einer Regionalorganisation. Dem Zusammentreffen der beiden Regierungschefs wurde dadurch die Dramatik genommen, die aus einem speziell vereinbarten, bilateralen Treffen erwachsen wäre und die insbesondere auf Benazir Bhuttos Seite in einem so frühen Stadium der Regierungsführung unerwünscht sein musste.

Weitreichende Verbesserungen im Verhältnis zwischen Indien und Pakistan sind für die nächste Zukunft nicht zu erwarten. Doch dürfte der pragmatische Kurs, der mit der Unterzeichnung eines Abkommens gegen Angriffe auf atomare Anlagen eingeleitet wurde, fortgesetzt werden. Auch hat man in Delhi mit Interesse von Benazir Bhuttos lobenden Referenzen auf den «Geist von Simla» und ihre Absage an Unterstützung für Sikh-Terroristen im nordwestindischen Gliedstaat Pandschab Kenntnis genommen. Anderseits haben jene Stimmen in der indischen Kapitale nicht unrecht, die vor allzu übertriebenen Hoffnungen warnen. Zum einen ist vor allem der aussen- und sicherheitspolitische Spielraum Benazir Bhuttos durch die unverändert starke Position der pakistanischen Armee streng begrenzt. Zum zweiten gibt es Differenzen strategischer und politischer Natur zwischen den beiden Nachbarn, die weit tiefer reichen als die parteipolitische Orientierung ihrer Regierungen.

Ins allgemeine Bild eines Umbruchs in Südasien gehört aber durchaus die Möglichkeit einer dauerhaften Entspannung an der indisch-pakistanischen Grenze. Dafür stehen die Zeichen vor dem Hintergrund des sowjetischen Truppenabzugs aus Afghanistan nicht schlecht. Aus der Sicht Islamabads wurde die massive Präsenz der Sowjetstreitkräfte in Afghanistan zum Phantom einer indisch-sowjetischen Umzingelung. Schliesslich müssen wirtschaftliche Erwägungen auf beiden Seiten allzu ambitiöse Rüstungspläne begrenzen: in Pakistan, weil nicht mit einer unbegrenzten Weiterführung der hohen amerikanischen Rüstungshilfe gerechnet werden kann; in Indien, weil die hohe Aussenverschuldung und die drastische Verschlechterung der Aussenhandelsbilanz den Spielraum, insbesondere für Waffenkäufe im Westen, spürbar einschränken.

Urs Schöttli

Zwischen Medienstrategien und Mündlichkeitskulturen

Zwei Kongresse, zwei Standortbestimmungen

Es sei vorgängig daran erinnert, dass das lateinische Wort *communicatio* seit der Antike ein weites Bedeutungsfeld abdeckt und Dinge wie Mitteilung, Gewährung, Verbindung, Austausch, Verkehr, Umgang, Gemeinschaft umfasst. Als philosophischer Begriff hat *Kommunikation* in unserem Jahrhundert bei Karl Jaspers die entscheidende Vertiefung erfahren: Kommunikation sei geschichtliche, durch Mitteilung erwirkte Gemeinschaft gegenseitigen bewussten Verständlichwerdens. Als Ganzes wird sie als die universale Bedingung des Menschseins und als der umfassende Ursprung des Philosophierens verstanden.

Angesichts der heutigen, allgemein tolerierten und praktizierten Umkehrung aller Werte ist es nicht verwunderlich, dass der Begriff nach einer satirischen Definition schreit: *«Ein, ja* das *Zauberwort der siebziger Jahre und anscheinend der trübe Rest dessen, was von der christlichen Kommunion und vom sozialistischen Kommunismus verblieben ist: im wesentlichen also das Kabelfernsehen»* (Dummdeutsch, Rowohlt TB 1985). Das Fernsehen als das Medium par excellence der *Einweg-Kommunikation —:* beginnen wir also mit einigen Bemerkungen zur Entwicklung des Schweizer Fernsehens.

Es fing zauberhaft provisorisch und improvisiert an, am 20. Juli 1953, in der alten Tennishalle des Hotels Bellerive im Zürcher Seefeld. An jeweils fünf Abenden wurde ein einstündiges Programm gesendet, und am Jahresende gab es in der ganzen Schweiz noch keine tausend Fernsehkonzessionen. Die Wachstumsschübe aber kamen rasch: 1954 gab es die ersten Eurovisionssendungen, seit 1965 die ersten Werbeblöcke. Der sendefreie Dienstag fiel 1965. — Einst lancierte Bundeskanzler Schmidt den Vorschlag, wöchentlich einen Tag vom Fernsehen freizuhalten — gleichsam als Gedenktag an die Epoche, in der der Mensch sich noch ohne *geborgte Bilder* zurechtfand. Mit solchen Vorschlägen ist man wohl ebensoweit vom imperativen Zeitgeist entfernt wie mit der Idee von autofreien Sonntagen — nämlich Lichtjahre!

In der Geschichte des schweizerischen Fernsehzeitalters waren Improvisation und Provisorium nur von ganz kurzer Dauer. Heute hängt das TV-Programm mit sehr prosaischen und bürokratischen Dingen zusammen, mit Medienrechtsetzung, Bundesverfassung, Informations-Überfluss, Manipulations-Schutz, Massenattraktivitäts-Dogmen, der Chimäre Akzeptanz, elektronischer Zuschauerforschung und was weiss ich. Man muss sich immer wieder, im Bewusstsein und Unbewussten, vergegenwärtigen, was DRS an einem x-beliebigen Tag den Konzessionären offeriert resp. zumutet resp. als optisches Gulasch einfach in die Stube knallt. So sieht beispielsweise das «Programm» von 8.15 nonstop bis nach Mitternacht am 21. Januar 1989, Samstag aus:

Los santos inocentes - Die Christen (3) - Naturgesund (3) - The Victor English Method (14/15) - Ski Weltcup-Rennen - Tagesschau - The Big Beat (3) - Sehen statt hören - Tagesschau - Eiskunstlauf-Europameisterschaften - Telesguard - Istorgia da buna notg-

Gutenacht-Geschichte - Tagesschau - Seismo: Abenteurer oder Märtyrer - Ziehung der Lottozahlen - Samschtig-Jass - Tagesschau - Sport - Wort zum Sonntag - . . . ausser man tut es - Musikalischer Auftakt - Rudi-Carrell-Show - Tagesschau - Sportpanorama - Der Equalizer - Nachtbulletin - Saturday Night Music: Backstage.

Wen wundert's, dass während der letzten Jahrzehnte der kulturpessimistischen Weinerlichkeiten Heerscharen geworden sind. Zum Glück gab's auch immer wieder frisch ventilierte Kommentare und Betrachtungen, in denen das visuell vergewaltigte Menschliche und Allzumenschliche adäquat gespiegelt wurde. Vor zehn Jahren hat Martin Walser Jean Pauls Traumdichtung, die Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab: dass kein Gott sei! paraphrasiert und thematisch zentriert. Er verfasste die *«Rede des vom Zuschauen erregten Gallistl vom Fernsehapparat herunter, dass es keine Wirklichkeit geben dürfe.»* Etwas später schrieb der hellsichtige Eckhard Henscheid einen satirischen und zugleich auch herzinnigen Aufklärungsroman (man beachte die korrekt wiedergegebene syntaktische Pirouette des Titels): *«Beim Fressen beim Fernsehen fällt der Vater dem Kartoffel aus dem Maul.»* Vor wenigen Monaten hat Hans Magnus Enzensberger einen wie üblich brillanten Essay, der Erstaunliches zutage fördert, nachgeliefert: *«Das Nullmedium oder Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind.»*

Enzensberger wischt die alten Jammer-Theorien kurzerhand vom Tisch. Das Fernsehen sei weder ein Manipulations-Instrument im Dienste der politischen Herrschaft; noch verführe es zu Libertinage, Verantwortungslosigkeit, Verbrechen oder Gewalt; noch zersetze es unser Wahrnehmungsvermögen, unsere psychische Identität. Gehe man von den Gepflogenheiten des Zuschauers aus, so zeige sich, dass sich dieser weder erziehen, informieren, bilden, aufklären noch mahnen lasse. Gehe ihm das Medium gegen den Strich, bestrafe er es per Tastendruck mit Liebesentzug. *«Man schaltet das Gerät ein, um abzuschalten. Dagegen ereignet sich so etwas wie eine Bildstörung, sobald im Sendefluss ein Inhalt auftaucht, eine echte Nachricht oder gar ein Argument, das an die Aussenwelt*

Aaron tolerierte die Bilder und fertigte sogar das Goldene Kalb. Moses verabscheute sie.

Aaron wollte dem Volk entgegenkommen und die Zehn Gebote mit allen nützlichen Hilfsmitteln verbreiten. Moses lehnte diese Vulgaritäten ab, er verordnete sich selber die Einsamkeit. Aaron war der Mensch der Kommunikation, zweifellos der erste in der Geschichte. Moses war der Mensch der Anti-Kommunikation, auch der erste, Rousseaus Vorfahre. Der Einsatz war beträchtlich. Das heilige Wort mit allen Mitteln verbreiten, das bedeutet: ins Spiel mit der toleranten Kommunikation, angesichts von jeder andern Kommunikation, eintreten. Das bedeutet auch: zumindest während einer gewissen Zeit die Vergötterung des Goldenen Kalbs zulassen, während das heilige Wort sich durchsetzt. Die Kommunikation verweigern heisst unversehrt, aber auch machtlos bleiben. Das ist ein schmerzhafter, aber immer noch aktueller Streit. Die Kommunikation ist wirksam und wird mit Gold gewogen.

Alles ruht in diesem alten Streit, miteingeschlossen die Herrschaft über das double, das Goldene Kalb, vom Menschen geschaffen, von ihm beherrscht.

Lucien Sfez, Critique de la communication, Paris 1988

erinnert. Man stutzt, reibt sich die Augen, ist verstimmt und greift zur Fernbedienung.»

Lassen wir die subjektiven Äusserungen der Schriftsteller, wenden wir uns dem zu, was auf zwei Tagungen zur Sprache gekommen ist.

Zwischen den Kanälen

Im Oktober 1987 fand in Basel unter dem Patronat des Schweizerischen Werkbundes und der Basler Schule für Gestaltung unter dem Titel *Industrialisierung des Bewusstseins und Medienkultur* eine Tagung statt. In der Publikation *Kanalarbeit. Medienstrategien im Kulturwandel,* herausgegeben von Hans Ulrich Reck, werden wesentliche Teile dieser Tagung dokumentiert[1].

Kanalarbeit kann man als einen theoretischen und praktischen Beitrag zur Kommunikationsforschung bezeichnen. In einzelnen Beiträgen geht es um die Anwendung von neuen Technologien, in andern sprechen heutige Medienschaffende von ihren konkreten Erfahrungen. Micky Remann schildert, wie im Frühjahr 1988 ein *Transwelt Telefon Konzert* zustande gekommen ist; Roman Brodmann stellt die Wandlung des TV-Feature im Zeitraum 1960—1987 dar; Richard Kriesche und Gottfried Bechtold stellen ihre Video-Montage *Stille elektronische Post* vor: räumlich getrennt, medial synchronisiert, sind äusserst interessante elektronische Zeit-Raum-Fügungen entstanden.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen dokumentiert bestimmte Aspekte der Mediengeschichte. Friedrich Kittler hat vor drei Jahren mit seiner Studie *Grammophon, Film, Typewriter* Massstäbe gesetzt, er hat so etwas wie eine Archäologie der Medien verfasst. Und etwas Licht ins Dunkle, auch der heutigen Lage, gebracht: dass es in den heutigen Kriegen nicht um Leute und Vaterländer gehe; heutige Kriege fänden zwischen verschiedenen Medien, Nachrichtentechniken, Datenströmen statt. Kittlers Referat in Basel hiess *Fiktion und Simulation.* — Es ist hier nicht der Ort, auf alle Beiträge, verfasst von bedeutenden Medien-Experten, einzugehen: Alexander Kluge, Bazon Brock, Marshall McLuhan, Markus Kutter, Oswald Wiener . . .

Ein programmatischer Aufsatz mit dem Titel *Entmündigung der Öffentlichkeit?* von Harry Pross zeichnet die medienpolitische Entwicklung seit 1945 nach. Beim österreichischen Dichter Hermann Broch gibt es den Ausdruck *Spannungsindustrie;* er meint Dinge wie Wettbewerbsspannung, intensive Wirtschaftsformen, aber auch die Gestaltung der Mussestunden. Über Kino, Radio, Television habe sich der Geist einer spezifischen Rekordspannung und Erfolgsausbeutung ausgebreitet. *Spannungsindustrie* meint das Ensemble von Überspanntheiten, also Ruhelosigkeit, Angst, Nervosität und auch: dass während der Freizeit keine Entspannung möglich ist. Pross stellt Zusammenhänge zwischen der durch Medien erzeugten Spannung und den politischen Spannungen her. Bewusst hätten die beiden Diktaturen von Hitler und Stalin mit der *Klaviatur der Aufregung* gearbeitet. Der zweite Weltenbrand, insbesondere die irrsinnige Machtdemonstration der Amerikaner in Japan 1945, dann die Sowjets und ihre Atombombe, haben das ihre zum planetarischen Gefühl der Ohmacht — und zur notwendigen Kompensation — beigetragen. Pross skizziert eine Anthropologie des emo-

tional und kognitiv unterernährten Menschen, der im Massenverband passiv, rezeptiv, apathisch kompensiert, sich dabei politisch und wirtschaftlich ausbeuten lässt.

Kanalarbeit ist ein eigenartiges, auf- und anregendes, aufklärendes, aber auch verwirrendes Sammelwerk. Es lädt zu einer polyphonen Lektüre ein. Ein möglicher Einstieg ist über die *Inserts,* eine lockere Folge von Bildern und Texten, möglich. Der Blick des Betrachters folgt einer Anzahl mikroskopischer Grossaufnahmen, welche Können und Kreativität von modernen und alten medialen Techniken belegen. Vor seinem Auge ziehen Zeichenvorlagen, alte Beispiele aus der Naturgeschichte der Beobachtung, vorbei. Eine technische Einkreisung des Auges dokumentiert eine visuelle Sequenz: *Warum wir Männer die Technik so lieben.* Eine weitere, aufgrund eines technischen Defekts entstellte Serie von beliebig arrangierten Videobildern zur Entführungsgeschichte Hans Martin Schleyers trägt den änigmatischen Titel: *Errungene Verfügbarkeit — die entschleierte Obszönität des Zeitgeistes.* Wie unser Alltag immer mehr von Piktogrammen mitbestimmt wird, illustriert eine Doppelseite von Hans-Rudolf Lutz: *Die Verpackung der Verpackung der Verpackung.* Im zweitletzten Insert wird der berühmte Brief von Petrarca aus dem Jahre 1336, der die Erstbesteigung des Mont Ventoux nachzeichnet, vollumfänglich abgedruckt. Der Brief hat Berühmtheit erlangt wegen der enthusiastischen Schilderung der Fernsicht, wegen des panoramatischen Blicks. Der moderne Leser wird aber auch aufmerksam Petrarcas Änderung des Blickwinkels folgen. Wie er auf dem Gipfel des Berges seinen Augustin aufschlägt, stösst er auf eine Textstelle, welche von der äusseren zur inneren Wahrnehmung führt. Petrarcas Brief als Parabel für den so ausschliesslich auf äussere Bilder fixierten *homo visualis?*

Neues Interesse für Gedächtniskulturen

Der Medienerkunder H. U. Reck hat in der *Kanalarbeit* (S. 78 ff.) sein besonderes Interesse für die unterste (oder oberste) Form menschlicher Kommunikation, für das gesprochene und von den Ohren aufgenommene Wort, zum Ausdruck gebracht. Zum Thema *Orale Tradition und neue Medien* fand 1987 in Ouagadougou (Burkina Faso) eine Konferenz statt. Es ging um die mündlichen und gestischen Traditionen in Afrika im audiovisuellen Zeitalter. Um die Sprache der Trommel angesichts des Bildschirms, um das Bewahren von kultureller Identität im Umgang mit den Massenmedien.

Im August 1987 fand in Augst bei Basel ein erstes Colloquium Rauricum zu eben diesem Thema statt: *Vergangenheit in mündlicher Überlieferung*[2]. Im angelsächsischen Bereich gibt es diesen Forschungszweig seit gut drei Jahrzehnten, seit den Publikationen von Jan Vansina. Die Initianten des Augster Kolloquiums, Jürgen v. Ungern-Sternberg und Hansjörg Reinau, haben den Teilnehmern fünf Leitfragen vorgelegt zu Zeitvorstellung und Vergangenheit, zu Strukturen und Inhalt des Sich-Erinnerns. Zwanzig Wissenschafter haben sich geäussert, Ethnologen, Germanisten, Historiker des Alten Orients, der griechischen und römischen Geschichte, des Mittelalters, aber auch Historiker der Neuzeit. Der Psychologe Viktor Hobi hat vorerst

einmal in die neuste Forschung der Gedächtnispsychologie eingeführt.

Da das Kolloquium interdisziplinär zusammengesetzt war, wurde auch eine Fülle von Forschungsansätzen vorgetragen. Der Gräzist Joachim Laktacz hat schon seit langer Zeit den Übergang von der Kultur der Schriftlosigkeit zu den schriftlichkeitsbestimmten Lebensformen bei den alten Griechen erforscht. In einer prägnanten Homer-Einführung (bei Artemis erschienen) schildert er zuerst die lange Phase der Mündlichkeitskulturen. Dann geht er auf die frühesten alphabetischen Zeugnisse ein, wie sie uns in Graffiti auf Tonscherben überliefert sind. Das früh erwachte Bedürfnis nach Konservierung führte zu einer Registrierung von Ereignissen, Daten-Erkenntnissen in Form von Registern, Gesetzessammlungen, Chroniken usw. Für diese Dinge interessieren sich heute in zunehmendem Mass Ethnologen, Anthropologen, Soziologen, Kommunikationsforscher. Den entscheidenden Durchbruch zur Kultur der Textualität erfolgte im 8. Jahrhundert mit Homer, der Ilias, und in ihrem Schlepptau der Odyssee. — In Augst hat Laktacz über die Vergangenheitsbewahrung in der mündlichen Überlieferungsphase der griechischen Heldenepen gesprochen. Aufgrund minutiöser Forschung scheint ihm der Nachweis gelungen zu sein, dass in der Ilias und der Odysse ein faktischer Kern von Historizität enthalten ist.

Auf ganz andere Weise hat sich der Ethnologe Meinrad Schuster den Kulturen ohne eigene Schrift — den sogenannten *Gedächtniskulturen* — genähert. Er hat gezeigt, wie sich bei den schriftlosen Kulturen auch so etwas wie Geschichte ausgebildet hat, dass in Form von verbal tradierten Mythen je kulturspezifische Antworten auf die grossen Lebensfragen geliefert worden sind. Bei Indianern habe in der ungebrochenen Phase die umgebende Landschaft von mythischen Erinnerungen widerhallt, in der Spätphase aber habe es nur noch vereinzelte zusammenhanglose Geschichten um vereinzelte Örtlichkeiten gegeben.

Das der *oral tradition* gewidmete Kolloquium ist in etwa zwanzig verschiedenen Ansätzen einem gesellschaftlichen und historischen Phänomen nachgegangen, das von der Fachwissenschaft lange Zeit mit dem Odium des Modischen oder gewollt Avantgardistischen behaftet war. Ist es nicht ein gutes Zeichen, dass in einer Epoche, die scheinbar so ausschliesslich auf high-tech-orientierte Kommunikation ausgerichtet ist, die sich so hoffnungslos in ephemere Medienstrategien verirrt, eine vertiefte Rückbesinnung auf die Gedächtniskulturen, auf die *conditio humana oralis,* stattfindet?

Die beiden Tagungen, die in Basel fast gleichzeitig stattgefunden haben, haben die Spannweite von dem ausgeleuchtet, was heute unter Kommunikation verstanden wird. Heute, da wir, mit den Worten des Psychologen Viktor Hobi, das menschliche Gedächtnis mit den gleichen Worten definieren wie einen Computerspeicher, nämlich — ... die Fähigkeit, Informationen wahrzunehmen, zu speichern und zu gegebener Zeit wieder abrufen zu können.

Kurt Meyer-Herzog

[1] Kanalarbeit: Medienstrategien im Kulturwandel, im Auftrag des Schweizerischen Werkbundes hrsg. von Hans Ulrich Reck. Stroemfeld/Roter Stern, Basel, Frankfurt a. M. 1988. — [2] Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Hrsg. von Jürgen v. Ungern-Sternberg und Hansjörg Reinau. Teubner, Stuttgart 1988.